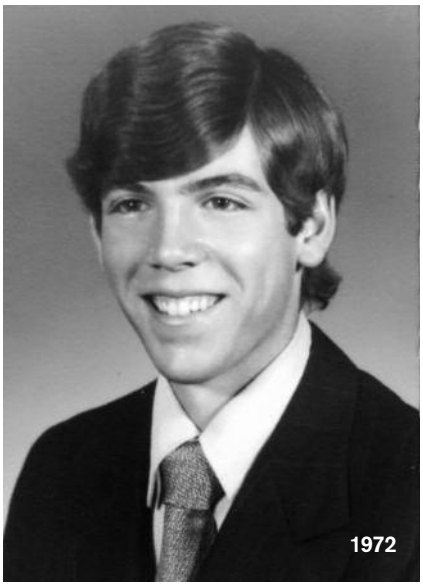
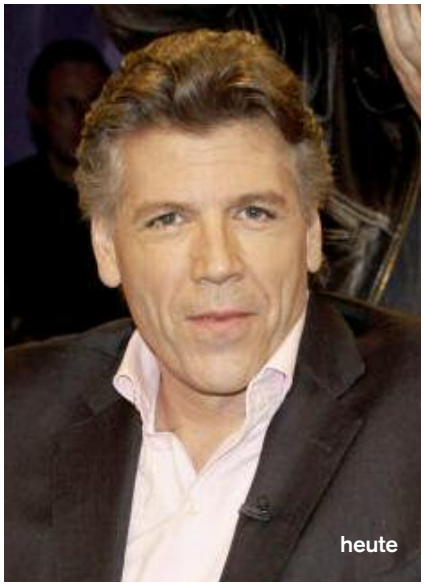
Mit 17 hat man noch Träume





Der Bariton Thomas Hampson, 56, über Kellner-Jobs und strenge Lehrerinnen

KulturSPIEGEL: Mit 17 hat man noch Träume. Erinnern Sie sich?

Hampson: Oh ja, das war für mich eine aufregende Zeit. Ich komme aus dem Staat Washington, wir lebten bei Spokane. Ich war dort gerade mit der High School fertig, die von den Siebenten-Tags-Adventisten geführt wurde. Zehn Jahre exzellenter Unterricht, aber in einer recht protestantisch-fundamentalistischen Umgebung. Über dieses System wollte ich hinaus. Ich wollte die Welt der Künste und des Geistes kennenlernen, Recht und Politikwissenschaft studieren, vielleicht Anwalt werden.

Den College-Abschluss haben Sie noch gemacht, dazu einen Bachelor of Fine Arts. Welche Rolle spielte die Musik?

Erst einmal war das Singen ein schönes, wichtiges Hobby; meine Familie war und ist sehr musikalisch. Aber mit 17 Jahren traf ich auch meine spätere Lehrerin, Schwester Marietta Coyle.

Schwester?

Ja, sie war eine legendäre Gesangspädagogin und zugleich katholische Nonne – das schockierte meine Adventisten erheblich. Im Frühling 1972 gewann ich also in Spokane einen Singwettbewerb, in dessen Jury sie saß. Sister Coyle fragte mich wohlwollend nach meinen Plänen. Auf einmal blickte sie nachdenklich an mir vorbei und sagte: „Junger Mann, Sie scheinen eine interessante Person mit einer künstlerischen Seele zu sein. Wenn Sie darüber reden wollen, rufen Sie mich doch an. Hier ist meine Nummer."

Und Sie riefen an?

Na klar. Sie war großartig! Komplimente gab es allerdings keine mehr. Gleich in der ersten Stunde holte sie ein Anatomiebuch heraus und erklärte mir, wie Stimme und Körper zusammenhängen – dass man nicht einfach drauflossingt.

Was sangen Sie bei Ihr?

Nach ein paar Unterrichtsstunden kam sie darauf zu sprechen, dass ich an der High School Deutsch gelernt hatte – von einer Deutschen übrigens, noch so einer strengen, gründlichen Dame. Sister Coyle fragte, ob ich wisse, dass deutsche Gedichte vertont worden seien? Zum Beispiel von Schubert? Schon hatte ich einen dicken Stapel Noten und Platten in der Hand. Es war eine kleine Offenbarung. Seither singe ich Lieder mindestens genauso gern wie Opernarien.

Sie waren in den nächsten Jahren sehr fleißig, studierten Musik in Los Angeles und gewannen viele Wettbewerbe, die Ihnen das weitere Lernen finanzierten: Geradliniger ging es kaum.

Das mag von heute her so scheinen, aber ich nahm mir schon Zeit. In Los Angeles habe ich als singender Kellner gearbeitet und auch auf Beerdigungen gesungen: 25 Dollar pro Leiche, ohne Applaus! Im ersten Engagement in Düsseldorf testete ich dann, ob ich zum Opernbetrieb passte. War da etwas in mir, das ich selbst kaum ahnte? Das nächste Schlüsseljahr wurde 1986, wo Jimmy Levine mir das Debüt an der Metropolitan Opera ermöglichte und ich zwei Wochen danach Leonard Bernstein traf.

Heißt das, Sie raten jungen Sängern zur Bedächtigkeit?

Ich denke, man soll im Leben möglichst Stein auf Stein setzen. Es schmerzt mich direkt, jüngere Kollegen zu treffen, die loslegten, ohne dass sie systematisch Erfahrung sammeln konnten. Ich kann sagen: Mein Leben hat mich entdeckt.

Sie sind ein Opern-Weltstar, Ihr Liedrepertoire ist enorm, Ihr Unterricht begehrt, Ihre Hampsong-Stiftung fördert das Lied, und für Fans gibt es sogar eine Smartphone-App. Haben Sie sich noch eine Herausforderung aufgespart?

Ich würde gern noch einmal den Barbier von Sevilla singen, auch wieder den Don Giovanni – es kommt auf die Produktion an. Verdis Falstaff als Bariton zu singen wäre ein Traum. Für Wagners Wotan eignet sich meine Stimme nicht, aber vielleicht für einen lyrischen Hans Sachs in den „Meistersingern"? Warten wir's ab.

INTERVIEW: JOHANNES SALTZWEDEL

Thomas Hampson *stellt am 2. und 4.5. in der Kölner Philharmonie amerikanische Klavierlieder vor; am 6.5. singt er im Münchner Herkulessaal; am 14.5. gibt er im Zürcher Opernhaus einen Liederabend.*

FOTO: IMAGO STOCK&PEOPLE (R)

Der nächste KulturSPIEGEL erscheint am 26. Mai 2012.